

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 20 (1916-1917)  
**Heft:** 7

**Artikel:** Mutter Wiedenkamp [Schluss]  
**Autor:** Clausen, Ernst  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-662516>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 14.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



Die Felder warten starr und still;  
es fichert in den Lüften,  
wie wenn ein Fest sich feiern will,  
heimlich von Veilchendüften.

Blickt nun herab der Zauberstrahl  
der heiligen Erden-sonne,  
regt überall, zu Berg und Tal,  
sich neue Lebenswonne.

Die Lerche tirilt himmelan  
zum Klang der Osterglocken,  
es löst sich aus des Winters Bann  
rings seliges Frohlocken.

Und du, mein Herz, du zitterst bang,  
als geb' es kein Verjüngen,  
und horchtest doch und fragtest bang,  
ob nicht die Knospen springen.

Herz! einen Auferstehungstag  
muß es auch dir versprechen,  
wenn aus dem letzten dürrn Hag  
des Frühling's Rosen brechen.

Adolf Dögtlin.

## Mutter Wiedenkamp.

Novelle von Ernst Clausen.

(Schluß.)

„Wenn ich du wäre, Heinz, ich blieb' nicht hier Lehrer,“ sagte Antje. Sie lag neben ihm auf dem trockenen Sande, hielt den Kopf in die linke Hand gestützt und ließ aus der rechten Hand die feinen Sandkörner durch die Finger rieseln.

„Wozu sollte ich hier weggehn, Antje? Mir gefällt es ganz gut bei uns, und für die Mutter wäre es doch gar zu einsam auf ihre alten Tage. Kann man in Hamburg so auf dem warmen Sand liegen und das Meer rauschen hören? Kann man da still in einem Buch lesen, wenn die Möwen schreien und kein Mensch einem über den Weg läuft? Letztes Jahr bin ich mit Martin in Hamburg gewesen und war froh, als ich wieder die See hörte, das Westereck sah und den Sand fühlte.“

Ohne zu antworten, nahm sie wieder eine Handvoll Sand und ließ die im Sonnenlicht glitzernden Körnchen in drei Strahlen zwischen den Fingern durchrinnen. Er sah ihr zu, bis sie die Augen hob und er verwirrt den Blick wieder in die Blätter des Buches senkte.

„Was liest du da, Heinz?“

„Gedichte von Storm sind's.“

„Die sind schön, aber traurig.“

„Nicht alle, Antje. Wie nur ein Mensch so etwas dichten kann, so etwas wie das Gedicht „Das macht, es hat die Nachtigall die ganze Nacht gesungen.“ — Kennst du das?“

„Weiß nicht, lies mal!“

Als er geendet und auffah, tat sie einen tiefen Atemzug, während eine feine Röte auf ihrem schmalen Gesicht kam und ging.

„Wenn du das liest, Heinz, dann ist's beinahe, als wenn es Musik wäre.“

„Ja,“ lachte er, „und dabei habe ich mein Leben lang noch keine Nachtigall gehört. Hier gibt's keine. Aber wenn ich das laut lese, dann denke ich, ich brauchte nur meine Geige zu nehmen und ich könnte spielen, wie — na, wie soll ich sagen? — wie eine Nachtigall singt.“

„In Hamburg gibt es viele Nachtigallen,“ sagte sie und fügte nach einer Weile hinzu: „Ich glaube, Heinz, hier singt nichts.“

„Doch, Antje, Lerchen gibt's. Sieh bloß, da oben!“

Beide sahen zum klaren Himmel hinauf. Das Sonnenlicht lag warm auf ihren jungen Gesichtern, und das Lerchenlied klang froh zu ihnen herab.

„Zu schön ist es, zu schön ist es heute, Antje!“ Heinz Jelsen warf sich lange im Sande auf den Rücken, schränkte die Arme unter dem Kopf und sagte noch einmal, indem er die Augen schloß: „Zu schön ist es. Rein verrückt könnte man werden!“

Ja, ihm war zumute, als ränne das warme Sonnenlicht durch jede Ader, als sängen Lerchen in seinem Herzen und als klänge das unbekannte Lied der Nachtigall sehnsüchtig schwellend durch sein Gemüt.

„Was hast du gestern abend gespielt, Heinz?“

Auch den weichen Klang ihrer Stimme ließ er erst ausschwingen in sich, ohne die Augen zu öffnen, ehe er erwiderte:

„Weiß nicht mehr, Antje.“

„Wie du gespielt hast, Heinz, habe ich die ganze Zeit an Martin denken müssen. Ich weiß nicht weshalb, und einschlafen konnte ich gar nicht.“

„An Martin —?“ sagte er langsam und sah seitwärts auf ihre Hand, die halb verborgen im Sande sich stützte. Der Trauring glänzte hell in der Sonne. Blöcklich tat sie einen kleinen Aufschrei und zog die Füße schnell unter sich. Eine etwas höhere Flutwelle war ihr bis an die Sohlen der Schuhe gerollt. Da sprang er auf.

„Weißt du was, Antje? Jetzt bauen wir einen Damm und warten, wie lange es dauert, bis die erste Welle darüber weggeht!“

Er griff schnell nach zwei größeren Muscheln und schob den losen Sand zu einem Damm zusammen. „Paß auf, allemal ist es die dritte Welle, die höher geht!“

Und die dritte Welle kam flüsternd und rauschend wie knisterndes Seidenzeug, aber über Heinz Selsens Damm ging sie nicht weg. Lachend griff Antje zu und half ihm dämmen. Im Halbkreise zogen sie den Damm vor sich her und freuten sich, wenn die Flutwelle rechts und links daran herauf-tanzte, ohne hinüberzukommen. Ja, wie zwei Kinder arbeiteten sie lachend mit roten Backen, die die liebe Sonne bräunte. Ihre Hände berührten sich oft, und weil Antje dicht neben ihm kniete, stieß sie einige Male mit der Schulter an die feinige.

„Paß auf, Antje, jetzt kommt eine, die ist groß!“

Er stemmte sich auf den Armen hoch, um der Welle entgegenzusehen, und seine rechte Hand lag dabei fest auf den Fingern von Antjes linker Hand. Diese schloß die Augen und glaubte das Lied zu hören, das er gestern abend gespielt hatte. Sein Blick aber irrte über ihre dunklen krausen Haare, aus denen das Sonnenlicht kupfergoldne Lichter lockte. Sein Blick glitt über das Oval ihrer Wange, auf die der Sonnenschein schon einen leichten bräunlichen Ton gebrannt hatte. Sein Blick irrte an ihrem schlanken Halse herab bis zu Antjes heller Bluse, an ihrem Arm herunter bis zur Hand, die unter der feinen im Sande zuckte.

„Heinz, wer kommt da?“ fragte sie und riß ihre Hand los.

„Die Mutter ist es!“ Hastig griff er wieder nach den Muscheln. „Rasch Antje, so hilf doch! Wenn Mutter kommt, kann sie hier bei uns sitzen!“

„Mutter, Mutter, hier!“ schrie Antje und schwenkte ihr Tuch.

Langsam kam Mutter Wiedenkamp heran.

„Setz dich, Mutter, wir bauen 'nen Damm!“

„Sieh einer!“ meinte diese und sah lächelnd zu den beiden hinunter. „Ich mein', ihr macht's wie die Kinder. Ich glaub', das Spiel ist so alt, wie es Kinder gibt auf der Welt!“

Dabei zog sie ihr Taschentuch heraus, breitete es sorgfältig etwas höher hinauf über den Sand und setzte sich zu ihnen.

„Was hast du für ein Kleid an, Mutter?“ fragte Heinz, eifrig weiter-schaufelnd. In hellen Tropfen stand ihm der Schweiß auf der Stirn unter der Locke, die immer wieder nach vorn fiel.

„Ich hatt' mit dem Pastor was zu sprechen, mein Jung'.“

„Mit unserem Pastor, Mutter? Was denn?“

Eine Zeitlang sah sie ihn fest an.

„Nichts Besonderes, Heinz. Eine alte Frau hat manchmal das Herz

voll von Gedanken, von denen so junges Volk nichts weiß. Er meinte, du wärst ein guter Lehrer für die Kinder."

Dieser wurde purpurrot vor Freude, wollte sich aber nichts merken lassen und schaufelte doppelt eifrig weiter.

Die Augen weit über die See gerichtet, saß Mutter Wiedenkamp. In ihr altes Herz schlich sich der Sonnenschein aus dem lustigen Flimmern über dem Wasser. Die Welt schien ihr gut und schön wie dieser Ostertag. Mit warmen Strahlen lag die Sonne auf dem Schwarzseidenen, lag warm der alten Frau am Herzen, das so viel Not, Sorge und Liebe kannte. Die Not sog die Sonne heraus, die Sorge spielte die blaue, flüsternde, schmeichelnde Welle fort, aber die Liebe wurde geduldig und stark und sah aus guten Augen auf diese beiden Kinder hinab, die Dämme bauten gegen die Flut.

Nach kurzer Zeit meinte Heinz, er wolle nach Hause gehen und arbeiten. Die Blicke der beiden Frauen folgten ihm, als er eilig am Strande hinaufging. Sein Buch hatte er im Sande liegen lassen.

Mutter Wiedenkamp wollte mit Antje von Martin sprechen und brachte doch kein Wort heraus. Diese saß ganz still die Hände im Schoß gefaltet und sah, wie die erste Welle doch endlich über den Damm ging, den sie mit Heinz zusammen gebaut hatte. Sie dachte nicht an Martin, auch nicht an Heinz, sie dachte, woher es wohl käme, daß ihr im Herzen immer so schwer und bang würde, wenn Mutter Wiedenkamp neben ihr saß. Hunger hatte die junge Frau nach einem liebevollen Wort, aber das, was Antje ersehnte, konnte ihr eine Natur wie Mutter Wiedenkamp nicht geben. Bald stand auch diese etwas mühsam auf.

„Es wird kalt, Antje, komm!“

Langsam folgten sie Heinz Felsens Spuren im Sande. Nach dem Abendessen ging dieser in seine Kammer hinunter. Die Mutter nickte im Lehnstuhl über der Bibel ein, und Antje kauerte im Sofa und träumte vor sich hin. Ganz leise, kaum vernehmbar, lag das Rauschen der Flut an den Scheiben der Fenster. Als Antje nach Hause ging, blickten die Sterne über dem silbern leuchtenden, leichten Branden der Flut. Sie saß noch lange vor dem offenen Fenster ihrer Kammer und lauschte auf den Atem der Frühlingsnacht, der vom Meer her unter den Sternen am Himmel und über ihren Bildern im Wasser herzog. Ab und an rann der jungen Frau eine Träne über die Wange, und sie wußte doch nicht, weshalb sie weinte.

\*

Peter Flier hatte zwei Stunden lang im Boot gefessen und leise vor sich hin gepfiffen, aber nicht eine Mühe voll Wind kam über die See. Da hatte er in die Hände gespuckt, einen Fluch getan und die Ruder genommen. Wenn aber Peter Flier sich entschloß, mehr als drei Seemeilen weit nach Hause zu rudern, dann war sicherlich in der Luft nicht mehr Wind als unter einer

Glasglocke. Über den ganzen Himmel zog sich ein weißlich-trüber Dunst. Das Meer stand wie eine unendlich sich deh nende Stahlplatte gegen den Horizont auf, wo Luft und Wasser blaugrau ineinander sich mengten. Die Möwen lagen zu Hunderten auf dem Wasser hinter dem Westereck, als wäre es ihnen zu heiß, eine Schwinge zu rühren. Ein Abend war es, an dem die Fischer sich träge mit ernstem Gesicht auf die Bänke neben die Haustüren setzten und keiner ein lautes Wort sprechen mag.

Mutter Wiedenkamp hockte auf ihrer Türschwelle und wartete auf Heinz Jelsen und Antje, die oben neben dem Flaggenstock auf der Düne standen und auf einen kühleren Luftzug warteten.

Peter Flier kam mit den Netzen auf der Schulter und den Angelschnüren in der Hand unter der Düne durch. Er konnte kaum die Augen offen halten, so rann ihm der Schweiß unter dem struppigen Haar heraus über die Stirn.

„Heinz Jelsen, ich ging' nach Hause. In 'ner Stunde ist's Wetter da!“ rief er hinauf, indem er mit der linken nach Osten deutete, wo sich aus dem Stahlgrau eine schwere Wolkenbank langsam am Horizont heraufschob.

„Kannst recht haben, Peter Flier!“ schrie Heinz zurück. „Wir dachten, hier oben sollte doch etwas Luft gehen, aber es ist gerade so heiß wie unten.“

„Ich sag',“ lachte der Fischer, „wenn's uns Alten schon zu warm wird, sieht so junges Volk erst recht in der Hitze!“ Er kicherte leise vor sich hin und torfelte durch den losen heißen Sand weiter.

Antje aber sagte: „Laß uns nach Haus, Heinz, es blizt schon.“

„Das dauert noch lange, Antje, noch sehr lange. Angst brauchst du nicht zu haben. So heiß wie in Mutters Stube ist's hier doch nicht.“

Er stand dicht neben ihr am Flaggenstock. Beider Gesichter waren dem drohend aufsteigenden Wetter zugewandt, und Antje fühlte Heinz Jelsens heiße Hand an ihrer herabhängenden Linken. In ihren Augen standen noch Tränen, die sie geweint hatte, weil die Mutter jeden Tag kürzer und härter mit ihr sprach. Nach Atem ringend standen die beiden in furchtbarer Schwüle und sahen das Wetter heraufziehen, das mit Blitz und Donner Rührung bringen sollte.

„Sie meint es nicht so, Antje. Mußt denken, sie ist 'ne alte Frau und hat den Mann und zwei Söhne begraben.“

Unwillkürlich faßte sie seine Hand, in Dankbarkeit für das gute Wort, aber ihm war's, als sei ihre Hand noch heißer als die seine. Es wurde dunkel. Höher stieg die Wolke, aus der wie niederzuckende blendende Tropfen Blitz auf Blitz in weiter Verzweigung ins Meer schossen. Jedesmal kürzer und härter hallte der Donner, aber nicht das leiseste Rippeln ging über die See, und kein Tropfen Regen fiel.

Ruhelos ging Mutter Wiedenkamp über Diele und Treppe zur Giebelstube hinauf und zurück auf die Diele. Ruhelos ging sie ums Haus und

spähte nach der Westerdüne, aber die beiden Gestalten konnte sie schon nicht mehr erkennen gegen den dunklen Hintergrund.

So ging das nicht weiter mit den beiden! Sie mußte mit Heinz sprechen, sie wollte es jeden Morgen tun, und jeden Abend hatte sie es nicht getan, weil sie sich vor Heinz Selsens Augen fürchtete. So wurde sie schweigsam, hart und herb und gab Antje manches herrisch-verletzende Wort. Wo auch immer Antje und Heinz zusammen waren, da stand plötzlich die Mutter neben ihnen und hatte für einen der beiden etwas zu tun. Antje aber wurde von Tag zu Tag scheuer, blieb mehr in ihrem Hause oder saß im Vorgarten und träumte vor sich hin, denn zu arbeiten gab es nicht viel für sie. Wenn sie versuchte, an Martin zu denken, konnte sie sich nicht einmal mehr sein Bild ganz deutlich vor Augen führen, so sehr sie sich auch mühte. In ihr Leben war er getreten für wenige Wochen, und seitdem war er nicht mehr da. Sie wußte, daß sie ihn lieb gehabt hätte, aber sie sah ihn nicht und war allein. Ihre junge Seele irrte und fand nicht Ruhe noch Liebe außer bei Heinz; der war immer freundlich und gut zu ihr.

„Heinz,“ sagte sie nach einer Weile wiederum, als der Donner immer stärker tönte, „Heinz, komm nach Haus, ich fürchte mich!“

Als sie das sagte, kam ein Blitz herunter wie ein feuriger Pfahl und brachte den scharf knatternden Donner gleich mit. Antje schrie laut auf und taumelte schluchzend an Heinz Selsens Brust, der schwer nach Atem rang; aber sein Arm lag um ihren zitternden Leib.

„Hab keine Furcht, Antje, wir sind gleich zu Haus!“

Blitze und Donner aber wanderten hinter ihnen her, als wäre der ganze Himmel flammende Blut und donnerndes Toben.

Mutter Wiedenkamp, die in der Haustür gestanden hatte, taumelte zurück auf die Diele und griff mit der einen Hand an die Wand, mit der anderen aber ans Herz. Ein Gurgeln kam aus ihrer Kehle. Als ob die ganze Welt in heller Lohe aufflackerte, so war es gewesen vor ihren Augen, aber mitten in der Lohe hatte sie Heinz Selsen gesehen, wie er Antje im Arm hielt und küßte. Da stürzte die alte Frau an die Tür zurück.

„Heinz — Heinz — Antje!“ schrie sie mit mächtiger Stimme in das Getöse des Donners hinein.

„Ja, Mutter, da sind wir!“ Heinz stand dicht vor ihr und neben ihm Antje, die war weiß wie der Kalk an der Wand.

Kein Wort sagte die Mutter, sondern holte einen Holzstuhl aus der Küche und setzte sich mitten auf die Diele, wo die Hängelampe vom Balken herabhing. Heinz blieb in der offenen Tür zurück und starrte in das Wetter; Antje kauerte auf der untersten Stufe der Treppe und hatte die Schürze über den Kopf gezogen. Allen drei schrie der Donner ins Ohr, allen dreien

klopfte das Herz, alle drei wußten, daß die Sünde mit unter ihnen stand und sich mit ruhigen, harten Augen umsah.

Endlich kam Regen und goß in Fluten vom Himmel; die Flamme der Lampe flackerte in dem frischen Zugwind, der von draußen hereinwehte. Als der Donner mählich weiter und schwächer verhallte, da atmeten die Menschen auf und dachten, sie hätten geträumt. Antje stand auf, trat zur Mutter und sagte: „Gute Nacht, Mutter; ich will nach Haus.“ Diese saß unbeweglich, ohne zu antworten. Heinz folgte mit den Augen Antjes Gestalt, wie diese sich im Dunkel verlor. Dann wandte er wieder den Blick zu den einzelnen, zwischen Gewölk aufblühenden Sternen, aber diese waren fern, erdenfern, hoch über Menschenlieb' und Menschenleid.

„Dein Essen steht auf dem Tisch,“ sagte nach einer Weile die Alte, ohne ihn anzusehen. Mit müden, schweren Schritten stieg sie die Treppe hinauf und hörte noch, wie Heinz in seine Kammer ging. Mutter Wiedenkamp aber kam oben in der Stube vor dem alten Lehnstuhl auf die Knie, drückte den grauen Kopf auf die Lehne und betete, ob ihr einer Rat gäbe, was sie tun sollte. Aber Antwort würde ihr nicht.

„Martin, Martin, mein Jung', mein letzter!“ klagte sie vor sich hin. Was sollte sie tun, Gott im Himmel, was sollte sie tun? Was war geschehen schon? Wie weit waren die beiden miteinander? Wenn es der Martin erfährt, schlägt er ihn tot, nein, sie schlägt er tot, denn er hat sie zu lieb!

Als sie so lag auf den Knien, klang von unten herauf ein Klirren. Sie horchte, stützte sich auf und trat ans Fenster des Giebels. Da sah sie, wie Heinz Felsen aus seinem Kammerfenster sprang und fortging nach Martins Haus. Einen Augenblick stand die alte Frau und sah sich wild um in der Stube. Wenn er dorthin geht, gnade ihm Gott! Wie ein junger Mensch flog sie die Treppe hinunter und hinter ihm her, lautlos im nassen Sande. Aber er ging nicht zu Martins Haus, sondern bog links ab nach dem Strande. Die Hand gegen das hämmernde Herz pressend, blieb sie stehen. Was wollte Heinz in der Nacht an der See? Konnte er nicht am Strande hinaufgehen und von rückwärts an Martins Haus kommen? Dorthin eilte sie. Still lag das Häuschen, und sie sah, wie grade das Licht in Antjes Kammer erlosch. Mutter Wiedenkamp aber hockte nieder hinter der Hausecke auf dem feuchten Sande und hielt Wache an ihres Jüngsten Haus, in dem sein Weib schlief.

Seltfame Gestalten hallten sich vor ihren Augen aus den wallenden Dünsten, die von dem nassen, warmen Sande aufstiegen, die sich dort gegen die See weit streckten gleich riesigen, schneeweißen, wie von unsichtbaren Geisterhänden über den Sand gezogenen Leinentüchern, und die sich gegen die Dünen verdichteten und aufreckten zu schwankenden Gebilden mit silbertweiß leuchtenden Rändern.

Gestalten kamen zu ihr und flüsterten ihr leise Worte ins Ohr. Ihr

Mann stand vor ihr, sah sie groß an mit ernstern, traurigen Augen und verschwand wieder. Törn, der Älteste, ging an ihr vorbei mit seinen langen, ruhigen Schritten und nickte ihr zu. Helms, der Zweite, der den Kopf voll krauser Flachshaare hatte, setzte sich zu ihr und legte, wie er dies gern tat als Kind, den Kopf in ihren Schoß. Sich selbst sah sie neben sich sitzen, so wie sie als junge Frau aussah und sich nach ihrem Mann gesehnt hatte in langen Nachtstunden. Auch Martin kam mit dem Südwester auf dem Kopfe und der Leerjacke auf den Schultern, gab ihr die Hand und sagte: „Paß mir auf Antje, Mutter!“ — „Ich paß' auf, Martin, kannst ruhig sein.“ — War das nun das Leben, ihr Leben? Alle hergegeben bis auf einen, und dieses eine Weib ließ sich küssen von Hans Telsen! So saß sie auf dem kälter und kälter werdenden Sande, während die Frische des aufflauenden Seewindes ihr durch die Glieder schauerte. Vom Kirchturm schlug es, und sie zählte langsam die zwölf langen Schläge. Kam da noch eine Gestalt vom Strande herauf? Ja, aber dies war Heinz Telsen, der langsam auf die Pforte des Vorgartens zuschritt, die Arme darauf legte und stumm dort einige Minuten regungslos stand. Als er sich zum Weitergehen wandte, hörte sie, wie er vor sich hinmurmelte: „Gute Nacht, arme Antje!“ Mutter Wiedenkamp saß und rührt sich nicht, bis sie in der stillen, hellhörigen Nacht von ihrem Hause her das Klirren des Fensters wieder vernahm. Nun wollte sie sich erheben, aber sie konnte es nur schwer mit Achzen, denn ihre Glieder waren starr, und ihr war's, als sei die Nachtkälte ihr bis ins Herz hineingekrochen. So schleppte sie sich mühsam nach Hause, klomm leise die Treppe hinauf und mußte dabei dreimal stehen bleiben, weil der Herzschlag aussetzte.

Als Heinz am anderen Morgen die Mutter nicht auf der Diele hörte, nicht in der Küche fand und zur Giebelstube hinaufging, lag die alte Frau hilflos im Lehnstuhl, konnte kein Glied rühren und bewegte nur die Rippen, ohne ein verständliches Wort sprechen zu können.

Ja, der Tod war an Mutter Wiedenkamp zum erstenmal vorübergegangen und hatte ihr die harte Hand auf die Schulter gelegt. Erst nach einer Woche war sie imstande, wieder verständlich zu sprechen und sich mühsam am Stock zu bewegen.

\*

„Ich sage, Herr Pastor, Heinz Telsen muß fort, oder es gibt ein Unglück!“

„Ja, gute Frau, Sie mögen wohl recht haben. Ihre Schwiegertochter zieht also hierher, und Heinz Telsen geht so lange in Martins Haus, damit es nicht leer steht. Was die Leute schwächen, Frau Wiedenkamp? — Die schwächen auch so. — Sie brauchen Pflege und müssen die junge Frau bei sich haben.“

So kam es, daß Antje in die Kammer neben der Giebelstube zog, in

der bis jetzt die Mutter geschlafen hatte, und daß diese sich in Heinz Telsens Kammer legte, denn das Treppensteigen wurde ihr schwer. Heinz Telsen spielte nie wieder in Mutter Wiedenkamps Hause, seine Geige blieb dort liegen auf dem gewohnten Platz. Er kam nur selten und sprach kaum ein Wort mit Antje, aber er sah aus, als habe er das zehrende Fieber, und Antjes Gesicht wurde noch schmaler. Wortkarg und still wurde Mutter Wiedenkamp, noch karger, als sie schon vorher gewesen. Antje war um sie bemüht und pflegte sie, aber kein dankbares Lächeln kam auf Mutter Wiedenkamps hartes Gesicht, die von Heinz nur mit einem stummen Händedruck Abschied nahm, als er nach Hamburg in die neue Stelle ging. Zu sprechen gab es da nichts mehr. Das las sie in seinen Augen, die, so dunkel umschattet, sie traurig ansahen, und er las in Mutter Wiedenkamps steinerne Gesicht, daß sie beide nichts mehr mit einander zu reden hätten. Kein Mensch aber sah, daß die alte Frau nachher über Heinz Telsen weinte, den sie vielleicht mehr lieb gehabt hatte als ein eigen Kind. —

\*

Im warmen Septembersonnenschein saß Frau Wiedenkamp nachmittags vor der Haustür im Lehnstuhl. Antje hantierte in der Küche, und oben auf der Westerdüne tollten die Kinder und kollerten unter Sauchzen und Schreien im warmen, weichen Sande von oben herunter. Da kam einer vom Dorf her. Tim Krügers war es.

„Guten Tag, Mutter Wiedenkamp! wieder zuwege?“

„Danke für Nachfrage, Tim! Man muß stillhalten, wie es der Herrgott will. Kannst dich hersetzen.“ Sie wies auf die Holzbank neben sich.

„Kommt Martin bald wieder?“ fragte er, indem er ein kurzes Pfeifchen aus der Brusttasche der blauen Jacke zog und in Brand setzte.

„Leztthin hat er geschrieben, es könnte sein, daß er schon vor Martini nach Haus käme.“

„Hm,“ machte Tim Krügers und schob mit dem Fuße Sand über das noch glimmende Streichholz, „was ich gleich sagen wollte, Mutter Wiedenkamp, ich wär' nämlich schon eher mal gekommen, aber ich dachte, es ist besser, du wartest, bis Martins Mutter wieder gut zuwege ist. Ich mein' auch nur, mit Trine Heidmann bin ich ja nun versprochen.“

„Das weiß ich, Tim. Du bekommst 'ne Frau, die arbeiten kann und gesund ist.“

„Ja, sie ist 'ne staatsche Deern. Ich will mein Steuermannsexamen in Hamburg machen, und nachher wollen wir das Aufgebot bestellen. Ich mein' auch nur, Mutter Wiedenkamp, ich möchte mit Ihnen was sprechen —“

Eine Weile sah sie stumm in sein ehrliches, aber jetzt verlegenes Gesicht, während er den Blick gesenkt hielt und mit der Fußspitze im Sande scharrte.

„Sprich geradezu, Tim, ich kann alles hören!“

„Sie wissen doch, Mutter, als das Gewitter war um Johanni?“

„Ja, ich weiß, Tim,“ erwiderte sie und setzte die Spitze ihres Krückstocks fest in den Sand.

„Ich bin also abends mit der Trine nach dem Westereck hinaus gewesen, und wie wir zurückgehen, sehen wir zwei andere, die kamen von der Düne herunter hier aufs Haus zu, und da mein' ich, was ich da gesehen habe — das geht Martin was an —“

„Tim Krügers, ich weiß, wen du gesehen hast. Heinz Telsen war es und meine Schwiegertochter?“

„Ja, das stimmt, Mutter Wiedenkamp.“

„Was du gesehen hast, Tim, das habe ich auch gesehen. Du brauchst mir nichts mehr zu erzählen! Tim Krügers, in derselben Nacht hat mich der Schlag gerührt. — Meine Schwiegertochter wohnt hier im Hause, und Heinz Telsen ist nun Lehrer in Hamburg.“

„Das weiß ich, Mutter, aber ich mein', so was sollt' der Martin auch wissen, und ich will's ihm sagen, wenn er nach Hause kommt.“

Mit scheuem Blick sah er zur Seite nach der alten Frau. Jedesmal, wenn er Sonntags von Hamburg herüberkam, fragte ihn Trine Heidmann, ob er mit Wiedenkamp gesprochen hätte. Aber Tim Krügers wußte nicht, daß seine Braut Heinz Telsen lieber genommen hätte als ihn, und er wußte auch nicht, daß verschmähte Liebe rachsüchtig macht. Er erschrak, wie tief zusammengesunken die stattliche Mutter Martins in ihrem Stuhl kauerte, beide Hände auf die Krücke des Stocks gedrückt und das Kinn auf den Händen. Wortlos starrte sie geradeaus vor sich auf den Sand.

„Tim Krügers, wenn du das dem Martin sagst, schlägt er dich tot — oder den Heinz — oder seine Frau! Du kennst ihn! Ich sage dir, Tim, nichts ist passiert, was Martin wissen muß. Willst du vier Menschen unglücklich machen, Tim Krügers? — Martin ist mein Lehrer. — Kinder sind die beiden, der Heinz und die Antje, und die Sache ist aus. Dafür hab' ich gesorgt, daß die Sache aus ist. Ich steh' für alles ein. Trägst du ihm was zu, Tim, ich schwöre dir, ich sag' ihm: du lügst! — Was Martin wissen muß, soll er von mir hören, von seiner Mutter, und die lügt nicht!“

Sie hatte den Kopf gewandt und blickte ihn von unten her durchdringend an. Er aber sah in ihren Augen etwas, wovor selbst ein Kerl wie Tim Krügers erschrecken kann.

„Na, dann ist's gut, Mutter Wiedenkamp, wenn Sie das sagen!“

„Das mein' ich auch, Tim.“

Nach einer Weile hob sie die eine Hand vom Krückstock und legte sie ihm auf die Schulter.

„Kannst noch 'nen Augenblick warten, Tim, ich komme gleich wieder.“

Schwerfällig humpelte sie ins Haus und kam nach einigen Minuten zurück mit einem Papier in der Hand.

„Da, Tim Krügers, weil du Martins bester Freund bist, und weil ihr es wohl brauchen könnt für den neuen Hausstand, nimm das! — Brauchst mir keinen Schuldschein zu geben, es ist geschenktes Gut, ich bind's der Lina in den Strumpf für die Hochzeit.“

Sie schlug das Papier auseinander, und er sah, daß ein Tausendmarkschein darin lag.

„Ne, Mutter, das kann ich nicht nehmen.“

„Wenn du es nicht nehmen kannst, ich schenk's doch deiner Braut, Tim, und du kannst es ihr geben. Sie sollt' nach der Hochzeit an mich denken, wenn du das erstemal in See gehst.“

„Wenn's so gemeint ist, Mutter, dann dank ich auch vielmals und wünsch' gute Besserung.“

Dabei reichte er ihr die breite, harte Hand hin, die sie mit zitternden Fingern umspannte.

„Tim Krügers, wenn du mal so alt bist wie ich und hast nur noch einen Menschen in der Welt, den du lieb hast, dann denk an Mutter Wiedenkamp, die auf dem Kirchhof liegt. Verstehst du? Man gibt alles hin für den Letzten, damit man ihm Not, ja Not und Schuld spart. Zu eurer Hochzeit komm' ich nicht, aber ich will für euch beide beten, damit Gottes Segen dabei ist.“

Sie sah ihm nach, wie er wieder dem Dorf zuschritt. Dann aber legte sie die Stirn auf die Hände und weinte bitterlich, denn mit dem Geldschein hatte sie ihren letzten Stolz hergegeben, sie, die in ihrem ganzen Leben keinem Menschen nachgelaufen war.

\*

Eine Mondnacht war es, und der Nebel stand wie eine weiße Mauer über See und Land. Mutter Wiedenkamp lag und konnte nicht schlafen, denn morgen wollte Martin hier sein. Als er vor einiger Zeit von Lissabon schrieb, daß er bald nach Hause kommen würde, da hatte das Mutterherz wieder freier und kräftiger geschlagen als seit Monaten, und sie war so behende wie noch nie seit jener Gewitternacht über die Diele gehumpelt zur Küche hinein, wo Antje vor dem Herd stand.

„Martin kommt. Zum nächsten Montag kann er schon hier sein!“

Antje hatte sich umgewandt und sie wortlos angestarrt.

„Freust du dich denn gar nicht, Antje?“

„Ich, Mutter — ? Doch, ich freu' mich, gewiß — ja.“

Mehr sagte sie nicht, sondern wandte sich wieder ihrer Beschäftigung zu. Seit dem Tage hatte Antje zweimal einen Brief erhalten. Als der erste ankam, brachte die Mutter keine Frage über die Lippen, denn sie hätte

sich lieber die Zunge abgebissen, als Neugier zu zeigen. Als dann aber vorgestern der zweite Brief eintraf, legte sie auch den letzten Stolz beiseite und fragte: „Der ist wohl von deinem Vater?“

„Nein, Mutter, von meiner Freundin aus Hamburg,“ antwortete Antje, aber sie wurde rot dabei.

Doch nun kam ja Martin! Und wenn er kam, mußte alles gut werden. Die Frau mußte ja, keine Augen im Kopf und kein Herz im Leib haben, die den Menschen nicht lieb hatte, wenn er vor ihr stand.

So lag Mutter Wiedenkamp mit weit offenen Augen und starrte die sechs Scheiben des Fensters an, durch die der Nebel mit weißem, stillem Gesicht hereinschaute. Elf Uhr hatte es geschlagen. Zwar vielleicht kam Martin doch erst später, denn ob bei dem Nebel sein Schiff sich nach Hamburg schleppen ließ, war nicht sicher.

Nichts ist so still, so einsam wie eine Nebelnacht. Nicht das Anschlagen eines Hundes vom Dorf her war zu hören. Kein Laut; denn da die Ebbe eingesetzt hatte, klang nicht einmal das Rauschen der See vom Strande herauf. Da tönte ganz dicht am Hause der Pfiff des Strandläufers. So konnte auch Martin pfeifen.

Sie richtete sich im Bett auf und horchte. Noch einmal der Pfiff. Und während sie noch horchte, vernahm sie ein Geräusch im Hause, und jetzt knarrte ganz deutlich die dritte Treppenstufe von oben. Mit bebenden Händen griff sie nach den Streichhölzern. Das erste versagte, mit dem zweiten entzündete sie das Licht in der Laterne, die vor ihrem Bett stand. Sie riß den alten Radmantel vom Nagel und schlug ihn um sich. Hochatmend stand sie mit dem Ohr an der Tür und lauschte. Das Herz klopfte in wilden Schlägen unter dem Hemd. Wieder ein Knarren im Hause! Die Tür riß sie auf und stand mit zwei Schritten an der Treppe. Vor ihr auf einer der untersten Stufen stand Antje, fertig angezogen, die eine Hand auf dem Geländer, in der anderen Hand hielt sie ein Bündel.

Wortlos starrte Mutter Wiedenkamp, der die grauen Haare wirr in die Stirn hingen, in das schneeweiße Gesicht der jungen Frau.

„Wo willst du hin, Antje?“ stieß sie dann heraus mit heiserer Stimme.

„Ich, Mutter — ich —?“

Mutter Wiedenkamp sah, wie die ganze zarte Gestalt vor ihr bebte, aber sie sah zugleich, wie Antje das Bündel hinter sich auf einer Stufe zur Seite schob.

„Ich frag': Wo willst du hin zu nachtschlafender Zeit?“

„Ich — Mutter? Ich hörte jemanden; ich dachte — Martin käme.“

Da schritt Mutter Wiedenkamp zur Haustür, riß den Kiegel zurück, hielt die Laterne hoch über dem Kopf in den Nebel hinein und schrie: „Ist da jemand?“

Lautlos stand der Nebel und zog um das Licht der Laterne einen regenbogenfarbenen Schein. Mutter Wiedenkamp schlug die Tür zu, schob den Riegel wieder vor und sagte mit ganz ruhiger Stimme, nur daß sie die Worte sehr langsam sprach: „Du hast geträumt, Antje. Was stehst du noch?“ Dabei hob sie wieder die Laterne dicht vor Antjes Gesicht. „Wie siehst du aus? Du frierst und bist weiß wie der Kalk! Was hast du?“

„Ich — ich, o Mutter, ich hab' Angst!“

„Angst hast du? Vor was. Kannst ruhig schlafen gehn, ich komm' mit nach oben.“

Dabei setzte sie einen Fuß auf die unterste Stufe der Treppe.

„Laß man, Mutter! Ich denke, es wird schon besser. Ich konnte nicht schlafen.“

„Geh zu Bett, sag' ich!“ Die Alte zog das gelähmte Bein nach und setzte den Krückstock fest auf die nächste Stufe. So stieg sie schwer und laut hinan. Antje mußte sich wenden auf der schmalen Treppe, aber die jungen Füße schienen weit schwerer sich zu heben als die der alten, gelähmten Frau.

So drängte Mutter Wiedenkamp ihres Jüngsten Weib Schritt um Schritt, Stufe um Stufe vor sich hinauf, und dieser flog ein kalter Schauer nach dem andern über den Rücken, als käme das Gewissen mit dumpfer Gewalt wie ein unerbittliches Schicksal hinter ihr her.

Als Mutter Wiedenkamp in der Stiebelstube stand, sagte sie mit einer Stimme, in der nichts mehr Klang von Härte und Schrecken, sondern eher Weichheit und Liebe:

„Ich kann mir gut denken, Antje, daß du keine Ruhe hast in solcher Nacht. Nun geh zu Bett. Ich setze mich hierher in den Stuhl, denn ich kann doch nicht schlafen!“

Das Bündel auf der Treppe hatte sie wohl gesehen, aber es mit dem Fuß noch weiter in den Winkel geschoben. Mutter Wiedenkamp wußte genug. Antje stand noch eine Weile unschlüssig. Ihre Lippen bewegten sich angstvoll, aber sie schwieg, senkte den Kopf und ging in die Kammer, jedoch so langsam, als hätte sie Blei in den Gliedern. Die alte Frau aber stand unter der Hängelampe und folgte ihr mit den Blicken; sie stand unbeweglich, und ihr Gesicht wurde so ruhig wie Stein und war so weiß wie der Nebel an den Fenstern. Nach wenigen Minuten trat sie in die offene Tür der Kammer.

„Antje, Kind, du kannst ruhig schlafen. Gut bist du zu mir gewesen, ich weiß wohl. Schlaf schön, Kind, und bete zum Herrgott, denn der Nebel ist dicht und dein Mann auf dem Wasser. Keine Welle ist so schlimm, kein Sturm ist so arg wie die falsche weiße Wand, wenn sie vor den Masten steht. Bet zum Herrgott, Antje!“

Keine Antwort. Mutter Wiedenkamp's Gesicht war im Schatten, und

Antje konnte nicht sehen, daß dies so still und kalt war wie der Tod, als jene sich wandte und zur Kommode ging, die Bibel in beide Hände nahm und damit vor den Ofen trat. Ehe sie sich setzte, beugte sie sich herab und warf einige Schaufeln Kohlen auf die Glut. Die Bibel aber blieb unaufgeschlagen auf ihren Knien liegen, denn beide Hände lagen krampfhaft auf den Lehnen des Stuhls, und den grauen Kopf hielt sie aufrecht gegen das Polster gedrückt. Soviel Mutter Wiedenkamp auch dachte, wie sie auch die Gedanken stellte, nichts wollte kommen, kein Ausweg, kein anderer Ausweg als einer, der war ein dunkler Weg, aber er war wenigstens gut für Martin.

Aus der Kammer klang leises Schluchzen, leise und gedämpft, wie von jemandem kommend, der den Kopf ins Kissen drückt und weint.

„Besser für dich — besser für Heinz — besser für mich — besser für Martin!“

So saß sie und wartete und wachte. Zwölf Uhr schlug es in der alten Bauernuhr unten auf der Diele. Scheu sah sie auf und beugte den Kopf lauschend zur Seite nach der Kammertür. Das Schluchzen war verstummt. Ihr war's zwar, als hörte sie eines Menschen Tritt vor dem Hause im Sande knistern, aber was ging das sie an? Martin war's nicht.

Nun hob sie sich langsam und behutsam, stützte die linke Hand gegen die Kacheln und griff mit der rechten hinter den Ofen an die eiserne Stange. Lautlos schob sie das Eisen empor und schloß das Rohr.

Noch einmal sah sie mit langem Blick nach den Bildern über der Kommode. Martins Bild war ohne Kranz. Da nickte sie vor sich hin mit einem stillen Lächeln und faltete die Hände über dem Buch.

So saß Mutter Wiedenkamp in demselben Stuhl, in dem sie manche lange Nacht um drei Tote geweint hatte, saß und wartete auf den Tod, der kommen sollte und mußte, damit der letzte Wiedenkamp leben könne.

\*

Das erste fahle Tageslicht kroch durch den Nebel, als einer mit langen schwingenden Schritten durch die stille Dorfstraße herankam. Die freie rotgewetterte Brust leuchtete im Nebel. Vor Mutter Wiedenkamps Hause blieb er einen Augenblick stehen und sah zu dem Lampenlicht im Fenster der Giebelstube hinauf, nickte, lachte und schritt weiter zu Martin Wiedenkamps Hause. Das Herz schlug ihm wohl, aber mit festem, schönem Pochen; jeder Schlag klopfte Antje entgegen, die auf ihn wartete in ihrer Kammer. Statt durch die Gartenpforte zu geh'n, schwang er sich an der ersten Ecke über den Zaun, um ans Fenster zu klopfen. Nichts rührte sich, auch nicht, als er noch einmal stärker klopfte. Zur Haustür gehend, schlug er mit der Faust dagegen. Er schüttelte den Kopf, lachte trotz der kleinen Enttäuschung und stürmte mit noch eiligeren Schritten zu Mutter Wiedenkamps Hause zurück.

Dort faßte er den Türgriff, aber die Tür gab nicht nach. „Hoi, Mutting, ich bin da!“ rief er. Still lag das Haus, wie lautlos eingesargt im stillen weißen Nebel. Aber es schimmerte doch Licht aus der oberen Stube! Einige Schritte zurücktretend, schrie er nun: „Antje, Antje, ich bin's!“

Keine Antwort! Unschlüssig stand er und sah sich um. Dem Mann, der noch nie gewußt hatte, was Furcht sei, kroch aus dem nassen Nebeldunst ein kalter Schauer vom Nacken her unter Jacke und Hemd über den Rücken hinunter, und um dem Grauen zu entgehen, warf sich der riesenhafte Mann gegen die Tür. Ein Fußtritt, und sie gab nach. Auf der stillen, dämmerigen Diele in seiner Mutter Haus stand Martin Wiedenkamp und holte tief Atem.

„Mutter — Mutter!“ rief er noch einmal mit heiserer Stimme.

In wenigen Sähen flog er über die Treppe, riß die Tür auf und prallte zurück vor dem Dunst, der ihm entgegenschlug. Zum Fenster taumelte er hin und riß es auf. Seine Mutter saß vor dem Ofen im Stuhl, nur der Kopf war zur Seite gesunken. Er griff ihre Hand, die war schwer und eiskalt. Selbst halb betäubt und nach Atem ringend stürzte er zur offenen Kammertür, hielt sich am Pfosten und sah ein feines, schmales Gesicht im Rahmen der dunklen Haare auf weißem Rissen. Da schrie er auf wie ein wundes Tier.

So fand Martin Wiedenkamp die wieder, die er liebhatte.

\*

Zwei Säрге standen auf der Diele. Auf einem Schemel zwischen beiden hockte Martin Wiedenkamp, und auf jedem der Säрге lag eine seiner starken braunen Hände, geballt zur Faust. So saß er schon seit langer, langer Zeit, starr, keinem Antwort gebend, seit vor zwei Tagen der Doktor gegangen war; auch den alten Pastor hatte er nur mit einem seltsam abwesenden Ausdruck im Gesicht angesehen, als verstände er kein Wort von dem, was der alte Mann sprach. Nicht geweint hatte er, kein Schluchzen kam aus ihm heraus! Wie Stein war der Mann und wurde von Stunde zu Stunde härter und härter.

Nun trat einer in die Tür, der ihn ansah mit großen, todestraurigen Augen. Dann schlich Heinz Jelsen wortlos mit müden, schleppenden Schritten die Treppe hinauf in die Stube und ging dort an den Tisch, auf dem seine Geige geblieben war, die er nicht mitnehmen wollte, als er Abschied nahm.

Martin Wiedenkamp aber beugte den Kopf und lauschte. Barte und milde Töne klangen von oben herunter zu ihm, eine wunderbar friedsame Melodie sank in sein Ohr, und als er langsam den Blick zur Treppe hob, stand dort Heinz Jelsen am Pfosten der Tür und spielte, ohne den Blick zu heben, aber aus seinen Augen tropfte Träne um Träne auf die singenden



Im Trauerhause. Nach dem Gemälde von Walter Firlé.

Saiten der Geige. Und während Martin lauschte, schlich ihm die Melodie an das starke, harte Herz, sang es weich, sang echte, reine Trauer und Wehmut hinein. Die Fäuste zog er von den Särgen, legte die Augen in die harten Hände und weinte und weinte wie ein Kind. Langsam, ohne das Spiel zu unterbrechen, kam Heinz Jelsen die Treppe herunter, ging zur Haustür hinaus, und allmählich zarter und leiser werdend verflangen die Löne wie ziehende Stimmen in dem noch dicht über dem Lande stehenden Nebel, auf den die Sonne drückte, bis sie hell und warm durch die offene Tür auf die Diele glitt mit ihren Strahlen. Freundlich legte sie ihr Licht auf die Särge und zu dem weinenden Mann, als wolle sie sagen: „Steh' auf, Martin Wiedenkamp, ich bin noch das Leben!“

---

Lux interna.\*)

Von allem Glück gibt es nur eins,  
Das tief mir in der Seele ruht,  
So wie der Glanz des Sonnenscheins  
in eines Sees dunkler flut!

Nicht kümmert's mich, daß, schwer und grau  
wie Nebel, mich die Sorge deckt,  
sobald ich in mich selber schau',  
entdeck' ich jenes Glück, versteckt!

Und sah' ich's nicht und wär' ich blind,  
so fühlt' ich doch, was in mir ruht,  
wie eine Mutter spürt ihr Kind,  
als lebte es in ihrem Blut. —

Von allen Menschen, die ich sah,  
ist Keiner, der mein Glück erkennt, —  
auch wenn als guter Freund er nah  
am Rande meiner Seele stand!

Wohl mancher, dessen Schatten sinkt  
in ihre fluten tief hinein, —  
indefß in ihren Gründen blinkt  
dein heimlich Bild wie Demantschein!

---

K. E. Hoffmann (Zolliton).

---

\*) Inwendiges Licht.